

Kolonial-Staatssekretär Dernburg und die Eingeborenenpolitik

von Golf Dornseif

In der Sitzung der Budget-Kommission des Reichstags vom 18. Februar 1908 kommentierte Staatssekretär Dernburg vom Reichs-Kolonialamt „Fragen der Eingeborenenpolitik“ in einem ausführlichen Referat, das hier auszugsweise wiedergegeben werden soll.

Dernburg hatte zahlreiche Widersacher wegen dessen „negerfreundlichen Haltung“ und machte keinen Hehl aus seiner humanitären Orientierung, die vor allem Plantagenbesitzer erboste.

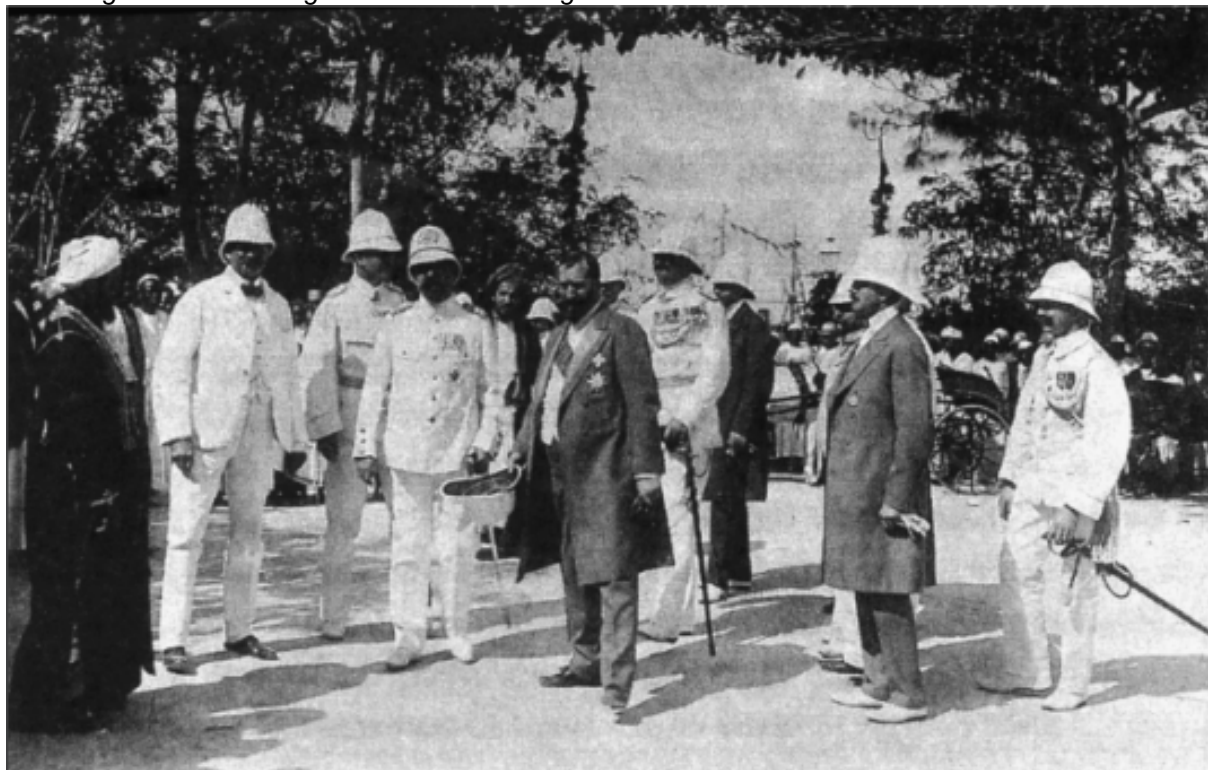
Meine Herren! Je stärker das Eindringen des deutschen und überhaupt des fremden Einflusses auf die Kolonialvölker ist, je größer die Ansprüche sind, die an die Eingeborenen gestellt werden, bezogen auf Änderung ihrer Lebensweise, ihrer Arbeit, auf die Steuern und Lasten für den Fiskus, ebenso bezogen auf die Veränderung ihrer Rechtsprechung, desto größere Reibungsflächen werden entstehen.

Größere Vorsicht und Weisheit muss von der Kolonialverwaltung verlangt werden, damit wir die laufende und andauernd steigende Rente nicht gegen außerordentlich große Verluste und Kosten aufzurechnen haben, die, wie unser Krieg in Südwestafrika zeigt, leicht Proportionen finanzieller Art annehmen können, welche das Reich auf Jahre hinaus mit Lasten beschweren. Solche Belastungen stehen außer Verhältnis zu dem Nutzen des Schutzgebietes.

Erheben wir also die genannten Ansprüche gegenüber den Eingeborenen zu schnell, zu eifrig, zu energisch, so werden wir unsere günstige Position nicht lange halten können!

Meine Herren! Es gibt in unseren Kolonien und im Reich zahlreiche wohlmeinende Leute, die glauben, dass die Kolonisierung Afrikas durch verwaltungstechnische Maßregeln erledigt werden kann und dass man durch Ausübung von Druck auf die einheimische Bevölkerung oder durch Erlass aller nur denkbaren Verordnungen die Natur dieser Menschen binnen kurzem ändern könnte.

Dernburg in Ostafrika umgeben von Würdenträgern



Diese Herren wollen in verhältnismäßig kurzer Zeit viel Geld verdienen. Zu lange können sie nicht in Afrika existieren, und je mehr sie erwerben, desto besser ist es für ihr Konto. An den Lasten, die uns Kolonialkriege und Aufstände aufbürden, haben sie keinen Anteil.

Meine Herren! Ich stelle den Satz an die Spitze, den die Petition der Farmer in Deutsch-Ostafrika ebenfalls enthält, nämlich, dass das wichtigste Aktivum in Afrika der Eingeborene ist. Aber wie ist die Situation der Eingeborenen da draußen? Jede Betätigung des Weißen führt ihn natürlich mit dem Schwarzen zusammen. Nur mit dem Schwarzen kann er seinen Boden bestellen lassen und nur mit ihm Handel betreiben. Ohne den Schwarzen wäre jede Kolonisation Ostafrikas vollkommen ausgeschlossen.

Wie aus einem Zusammenleben von Weißen und Schwarzen dort allein eine Blüte entstehen kann, so liegt auch überall, wo das Zusammentreffen stattfindet, der Keim größerer Konflikte: sowohl für die Beziehungen der Regierung zu den Schwarzen als auch für die Beziehungen aller anderen Stände, seien es Farmer und Pflanzler, Kaufleute, sogar Missionare.

Die Beziehungen der weißen Regierung zu den schwarzen Schutzgenossen und das Maß ihres Einflusses richtet sich stark nach örtlichen Umständen. Sie wissen, meine Herren, dass wir in den volkreichsten und wahrscheinlich auch viehreichsten Teilen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes so gut wie gar keine Macht ausüben, zum Beispiel über Ruanda und Urundi. Diese Provinzen sollen etwa fünf Millionen Einwohner haben und sehr wohlhabend sein.

In Ruanda wird jetzt eine Residentur eingerichtet, aber es ist nur ein Versuch. Wir glauben einen sehr geeigneten Mann in Dr. Kundt gefunden zu haben, aber von einem Erwerb dieser beiden Länder für die Kolonie Ostafrika und damit für Deutschland ist vorläufig weder materiell noch politisch die Rede. Das bezieht sich auf ungefähr die Hälfte der dort ansässigen Bewohner.

Die Bevölkerung im Schutzgebiet ist keineswegs gleichmäßig. An der Küste ist eine Mischung aller möglichen Negerarten vorhanden, natürlich ohne jede Stammeszugehörigkeit und natürlich ohne entsprechende einheimische Obrigkeit. Im Landesinneren hat man überall, wo kriegerische Zusammenstöße zwischen Weißen und Schwarzen stattgefunden haben, die einheimischen Sultane und Häuptlinge entfernt und durch Beamte ersetzt, darunter auch Schwarze. Im Westen herrschen die eingeborenen Sultane unter deutscher Oberherrschaft. Teilweise gilt die deutsche Gerichtsbarkeit, teilweise ist die einheimische Gerichtsbarkeit erhalten geblieben wie in Unjamwesi und Usukuma.

Landungsbrücke in Muansa mit Frachtdampfer



Es ist jetzt zu fragen: was soll mit den Ländern in Ostafrika geschehen, die noch unter der Zwischenherrschaft dieser einheimischen Sultane oder Fürsten bzw. Dorfältesten stehen? Es wäre schwierig, dies zu ändern, weil man dazu erhebliche Machtmittel benötigt. Wir haben in Deutsch-Ostafrika bei einer Bevölkerung von 10 Millionen Schwarzen, unter ihnen drei Millionen Männer, nur 4.000 eingeborene Soldaten und Polizisten sowie 120 oder 150 deutsche Offiziere der Schutztruppe.

Wir müssen eine kräftige, gerechte und vertrauenswürdige Verwaltung einführen. Wir müssen vor allen Dingen den Leuten beibringen, dass sie von der deutschen Herrschaft einen Vorteil haben. Das ist sehr schwer zu demonstrieren, schon deshalb, weil die Vorteile, die sie bisher hatten, sehr bescheiden waren gegenüber den Nachteilen, welche die deutsche Verwaltung für sie nach deren Empfinden (Steuern, Kontrollen usw.) mitbrachte.

Ich möchte mit meinen Ausführungen die Überzeugung erwecken, dass die Regierung nur gedeihen kann, wenn sie eine vorsichtige, langsame und - wie manche sagen - „negerfreundliche“ sowie – wie ich sage – „Neger erhaltende Politik“ einschlägt!

Meine Herren! Die Plantagen-Erzeugnisse des Schutzgebietes stellen ungefähr einen Wert von 1.600.000 Mark dar gegenüber einem Gesamthandel von 36 Millionen Mark und die Neger-Produkte ungefähr knapp 10 Millionen Mark. Die Hüttensteuer, die in den Plantagen von den Arbeitern aufgebracht wird, beträgt 60.000 Mark. Der Rest wird von den übrigen nicht in den Plantagen beschäftigten Schutzbefohlenen mit inzwischen 1.740.000 Mark kassiert. Die Ausfuhrprodukte des Negers (Gummi, Häute usw.) sind mit Ausfuhrzoll belegt, aber die Exportartikel der Plantagen sind mit keinem Zoll belastet, auch wenn es sich um Gummi handelt.

Kurzum, die gesamte Last, die Deutsch-Ostafrika trägt, diese 11 Millionen, ist aufgeteilt zwischen dem Neger und der Heimat. Die Plantagen haben hier keinen Anteil, höchstens knapp drei Prozent im ganzen. Die Konsumartikel der Weißen sind im übrigen nur gering besteuert.

Meine Herren! Ich habe mich auch grundsätzlich um die Rechtspflege im Schutzgebiet gekümmert. Es liegt in der Natur der Neger, dass die bestehende Rassenjustiz langfristig nicht geändert werden kann und dass bestimmte Züchtigungsmittel, die in der Heimat Schrecken erregend dargestellt werden,

Laden für Eingeborene in Morogoro mit Reichsflagge



ebenfalls nicht abgeschafft werden können. Ich habe mich bereits in einem anderen Referat damit beschäftigt, wie es in den Neger-Gerichten zugeht, und ich habe dort sehr viel positives Recht vorgefunden.

Allerdings ist bei einem Rechtsstreit zwischen einem Schwarzen und einem Weißen in der Kolonie die Ausgangsposition des Schwarzen ungünstig. Hat ein Weißer gegen einen Schwarzen etwas vorzubringen, so schreibt er einen Brief und die Angelegenheit wird durch ein Gericht der Eingeborenen geregelt. Hat jedoch ein Schwarzer eine Klage gegen einen Weißen im Sinn, so muss er zum Gericht marschieren, einen Kostenvorschuss zahlen und wird mit den in Deutschland üblichen Formalitäten belastet. Schließlich kommt es zum Urteil oder zu einem vollstreckbaren Titel, mit dem der Schwarze nicht anzufangen weiß.

Sie dürfen nicht vergessen, dass es im ganzen Schutzgebiet, welches zweimal so groß ist wie Deutschland, nur drei Gerichte gibt, vor denen der Schwarze gegen den Weißen etwas vorbringen kann. Hat ein Schwarzer eine Klage gegen einen Weißen in Tabora vorzubringen, so muss er sich in 17 Tagereisen nach Muansa auf den Weg machen. Wenn einer in Morogoro oder in Mombo oder im Hinterland wohnt, für das Dar-es-Salaam oder Tanga zuständig ist, muss er einen Tag lang mit der Eisenbahn fahren.

Ich will versuchen, an einem Beispiel zu erläutern, welche Auswirkungen die Rechtslage in der Praxis hat. Nehmen wir einmal an, der Weiße A. hat den Schwarzen B. als Plantagenarbeiter angeworben. Der Weiße hat ihm einen Arbeitsvertrag vorgelesen, wonach der Schwarze an so und so vielen Tagen zu arbeiten hat, und der Schwarze stimmte zu. Nach 14 Tagen läuft der Schwarze wegen schlechter Behandlung oder aus einem anderen Grund weg.

Der Plantagenbesitzer erstattet Anzeige, der Schwarze wird ergriffen und wegen Kontraktbruch bestraft (mit körperlicher Züchtigung). Er muss seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Kurze Zeit später gerät der Weiße in Konkurs, was gar nicht so selten vorkommt in der Kolonie. Nun möchte der Schwarze klagen wegen des ausstehenden Lohns.

Es wird vom Gericht ein Termin angesetzt. Der Schwarze muss seine Forderung anmelden, dem Termin beiwohnen und bekommt ein vollstreckbares Urteil in die Hand gedrückt. Nun heißt es geduldig abwarten. Wird die Konkursmasse nach zwei oder drei Jahren ausgeschüttet, ist der Schwarze nirgendwo mehr zu finden. Wie soll ein Schwarzer unter derartigen Umständen zu seinem Recht kommen? Hier muss einiges geändert werden!

Eingeborenenviertel in Tanga



Dies kann durch die Einsetzung von weißen Eingeborenen-Kommissaren mit schiedsrichterlicher oder richterlicher Befugnis geschehen. Es sind erhebliche Reibungsflächen zwischen Schwarz und Weiß vorhanden vor allem im Norden, wo es etwa 15.000 Wanderarbeiter gibt und wo mancherlei Übergriffe vorkommen: nicht nach den Wünschen der Plantagenleiter, aber wegen des dort vielfach wechselnden Personals und der Lederstrumpf-Ideen, die jüngere Leute mitbringen und für welche die Plantagenleiter selbst nachher einzutreten haben.

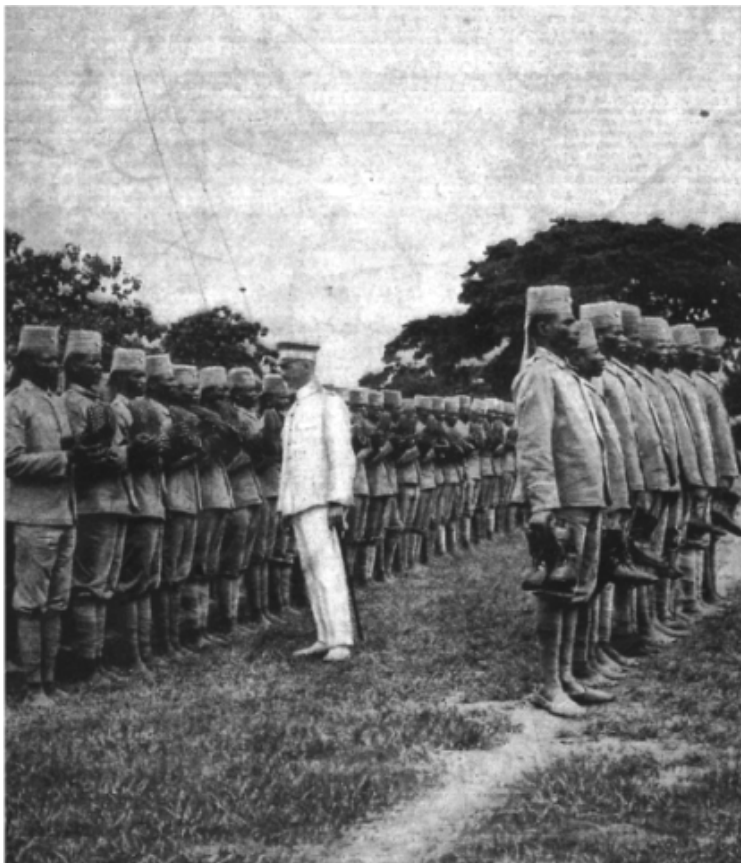
Solche Übergriffe kamen oft genug aus Denkfaulheit und Eigennutz vor. Ich spreche mit Ehrlichkeit und sage alles, was zu sagen ist. Ich werde auch den Weißen, die dort sind, Gerechtigkeit zukommen lassen.

An der Küste macht es einen unangenehmen Eindruck, wenn so viele Weiße mit der Peitsche spazieren gehen. Auf dem Tisch der Hauptkasse in Dar-es-Salaam habe ich tatsächlich eine Peitsche vorgefunden! Jeder Weiße hat ein gewisses Züchtigungsrecht gegenüber seinen Dienstboten, Arbeitern usw. Sie üben es nicht überall aus, wie ich gerne bestätigen möchte, und schicken ihre Strafsachen lieber zum Gericht.

Meine Herren! Ich zitiere alle diese Auseinandersetzungen nur zu dem ausschließlichen Zweck, damit Sie erkennen, wie schwer es sein muss, Schwarze, die im Landesinnern als freie Landwirte ein Leben nach ihrem eigenen Belieben führen, in die Plantagen zu dirigieren. Deswegen kann die Reichsregierung mit dem besten Willen nicht dafür einstehen, dass die Plantagen genügend Arbeiter bekommen. Es müssen Änderungen vorgenommen werden!

Ich weiß, dass die Geldstrafe nicht beliebt ist im Schutzgebiet. Und ich weiß auch, dass die Prügelstrafe im Prinzip nicht entbehrt werden kann. Sie muss jedoch ordentlich vollzogen werden. Ich habe mir eine Prügel-Bestrafung selber angesehen und sie ist gewiss unangenehm. Ich habe mir das alles aber viel ekelhafter vorgestellt in Wirklichkeit.

In solcher Rechtslage liegt ein Hauptproblem für die Beziehung zwischen den Schwarzen und Weißen in unserer Kolonie. Hinzu kommt die Auffassung vieler Weißer zu ihrer Stellung gegenüber den Schwarzen. Sie argumentieren folgendermaßen:



*Stiefelappell der Askaris:
Man beachte, dass die Männer
mit Pantoffeln an den Füßen
in Reih und Glied stehen!*

*Die Stiefel mussten natürlich
blank geputzt sein, denn
sonst droht Exerzieren
zur Strafe wegen Schlamperei...*

Deutschland kolonisiert und will die Schwarzen entwickeln. Erziehung zum Fleiß und zu wirtschaftlicher Tätigkeit ist deshalb erforderlich. Wir sind also die Erzieher, wir Deutschen. Die Entwicklung des Landes und der Eingeborenen ist jedoch Aufgabe der Regierung im Interesse der Entwicklungsbedürftigen sowie im Gesamtinteresse des Schutzgebietes Deutsch-Ostafrika.

Hier liegt die Hauptquelle aller Konflikte und das Ansehen der Weißen darf nicht immer weiter geschädigt werden. Ich weise hier auf die englischen Kolonien hin, wo das Ansehen der Weißen gewiss nicht untergraben ist. Ich habe deshalb zur umfassenden Aufklärung der Kommission die britischen Arbeiter-Verordnungen im DEUTSCHEN KOLONIALBLATT veröffentlichen lassen.

Sie werden sehen, dass es unmöglich ist, bei unserer bisherigen Praxis zu bleiben und dass wir verpflichtet sind dies zu ändern. Es ist also vorgesehen, einen Eingeborenen-Kommissar mit der Durchführung entsprechender Maßnahmen dort zu betrauen, wo zahlreiche Schwarze im Dienst der Weißen beschäftigt werden. Hauptaufgabe der neuen Kommissare soll die Wahrnehmung der Interessen aller Schwarzen gegenüber den Weißen sein, das heißt auch vor Gericht. Ich lege Wert darauf, dass die Beschwerden der Schwarzen, falls sie ein Kommissar für begründet erachtet, ohne Kostenvorschuss aufgenommen werden müssen!

Ebenso ist zu überlegen die Einschränkung des Züchtigungsrechts beim Karawanenführer und Plantagenleiter. Es sollten häufiger Geldstrafen ausgesprochen werden. Vor allem wird es notwendig sein, dass die weißen Gerichte bei Verfahren gegen Weiße, die sich Grausamkeiten haben zuschulden kommen lassen, ebenso unnachsichtig vorgehen wie in anderen Fällen mit schwarzen Beschuldigten. Ich mache den weißen Gerichten hier keinen Vorwurf, aber die Empfindung von Recht und Unrecht ist bei den Schwarzen wahrscheinlich die einzige ausgeprägte moralische Substanz.

Meine Herren! Den moralischen Wert des Schwarzen kann man nur schwer einschätzen. Er ist wahrscheinlich sehr gering, denn die Evolution auf kulturellem Gebiet verläuft sehr mühsam und langwierig. Man kann sich dabei auf die Vereinigten Staaten von Amerika beziehen, wo zur Zeit etwa neun oder zehn Millionen Neger leben, die seit über 40 Jahren angeblich Vollbürger eines Staates sind, der sich der größten bürgerlichen Freiheit rühmt.

Ausbildung von Askaris am Heliographen-Spiegelfunk



Es ist nicht viel daraus geworden, aber es besteht kein Zweifel, dass der Neger eine Empfindung für Schuld und Strafe hat sowie eine Neigung zum Wohlstand und erfolgreichen Erwerbsleben. Der Neger neigt dazu, wie alle Naturvölker, sich Verordnungen zu widersetzen. In Deutschland ist es ähnlich: wenn jemand glaubt, dass er keinen Rechtsschutz findet, so greift er zur Selbsthilfe. Der Schwarze erwartet dann Bestrafung, doch wünscht er, dass die gleiche Strafe gegenüber allen Menschen angewendet wird.

Meine Herren! Sie sehen auf der Landkarte im Saal kleine dunkle Striche rechts vom Kilimanjaro: dort liegt das Gebiet, wo sich sämtliche Plantagen zusammen drängen. Ich kenne die Gründe nicht im einzelnen. Ich vermute einmal, dass man dort zunächst mit Kaffee- und Tabakplantagen einen Versuch wagen wollte und danach sich weiter ausgebreitet hat in der Ebene, weil hier Bahnanschluss existierte und den Güterverkehr gestattete.

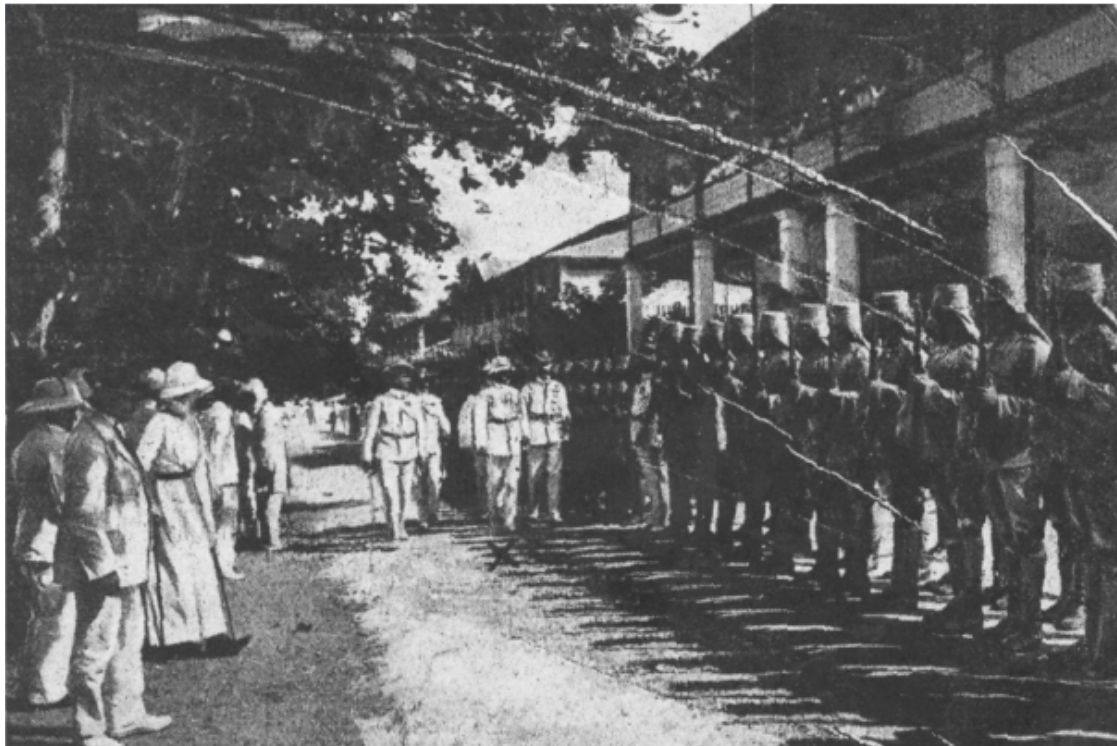
Sie wissen, dass wir eine Landesgesetzgebung haben, die besagt, dass kein Eingeborener von seiner Schamba (Gehöft, Siedlerstelle) vertrieben werden darf und dass er genügend Land besitzen muss wie man für sich und die Ernährung seiner Familie benötigt. Weil die Plantagen aber nur auf riesigen und zusammenhängenden Flächen angelegt werden können, so lässt sich das nur dort verwirklichen, wo kaum Menschen leben. Dichte Besiedlung verhindert demnach Plantagen.

Das ist der Grund, warum die Arbeiter aus dem Landsinneren herbei geholt werden, denn eine Plantage erfordert bei intensiver Bewirtschaftung sehr viele Arbeitskräfte. Während des Ausbaustadiums, bis überhaupt irgendetwas geerntet werden kann, braucht eine Plantage rechnerisch ungefähr einen halben Arbeiter je Hektar Anbaufläche. Später sind bis zu anderthalb Arbeiter vonnöten. Das haben mir die Pflanzer in einer Denkschrift erläutert.

Wer 15.000 Hektar bewirtschaftet, muss 5 Arbeiter je Hektar rekrutieren und ihnen eine Ernährungsgrundlage bieten, gestützt auf andere Schwarze, die in der Umgebung wohnen und nicht zur Plantagenwirtschaft gehören. Die meisten Arbeiter sind nicht bereit, ohne Unterbrechung eine volle Woche zu arbeiten. Nun fordern die Pflanzer immer drängender einen Zwang zur Arbeitsleistung, ausgeübt durch die Kolonialbehörden. Ich meine, dass die Plantagenbesitzer ihre Probleme gefälligst selber lösen sollten, ohne uns um Machtmissbrauch zu verleiten, denn es geht hier um eine Fürsorgepflicht.

Nun hat man der Regierung eine gewisse Schwarzenfeindlichkeit, ja sogar Weichlichkeit gegenüber den Eingeborenen angedichtet. Ich muss dem gegenüber feststellen, dass unsere Reichsregierung die Interessen sämtlicher in den Schutzgebieten lebenden Menschen abzuwägen hat. Ich habe nach meiner Rückreise aus Ostafrika heute die erste Gelegenheit mich zu rechtfertigen gegen zahllose

Gouverneur Schnee in Dar-es-Salaam



Angriffe, die sich gegen mich richten. Die Presse unterstützt mich nicht und der Schwarze kann nirgendwo seine Anliegen vorbringen. Er kann nicht schreiben, er kann nicht lesen und seine einzige Vertretung ist das Gouvernement in Dar-es-Salaam oder das jeweilige Bezirksamt. Leider wechseln die Beamten allzu oft, bevor sie sich einarbeiten können.

Der Lohn der Plantagenarbeiter ist in jüngster Vergangenheit etwas gestiegen, aber nicht der Rede wert. Praktisch hat er sich während der letzten 10 Jahre kaum verändert. Diese Lohnzahlung reicht je nach Bedarf bis zu 60 Pfennig (40 Heller). Man kann darüber streiten, ob das angemessen ist.

Ich habe während meiner Reisen beobachtet, dass die Schwarzen schnell und ausdauernd laufen (als Träger). Sie bewältigen große Lasten auf dem Kopf über Strecken bis zu 50 Kilometer an einem Tag ohne Ruhepause! Andererseits konnte ich feststellen, dass die Kraft der Schwarzen beim Heben (von Lasten) und bei allem, was mit Hilfe der Arme und Bauchmuskeln bewältigt werden muss, auffallend gering bemessen ist (aus genetischen Gründen?).

Es stehen dann immer 2 Männer beisammen: will ein Neger eine Last aufnehmen, muss ein anderer ihm dabei helfen. Deutsche Baumeister haben auf Baustellen in der Kolonie beobachtet, etwa in Morogoro, dass die Schwarzen nicht imstande sind – wie deutsche Arbeiter – beim Aushub die Erdmasse mit „Schaufelschwung“ zu schleudern (mangels Muskelstärke in ihren Armen). Was tun die Schwarzen? Sie heben den Sand oder die Erde in kleinen Körben, gehen dann mit ihrer Last vielleicht zehn Schritte und schütten schließlich alles weg. So schaut die „Notlösung“ aus.

Es ist allerhöchste Zeit, die Leistungsfähigkeit der Schwarzen endlich wissenschaftlich zu untersuchen, ihre Stärken und Schwächen gründlich zu erforschen und zu dokumentieren. Wir wissen praktisch überhaupt nichts bezüglich der „schwarzen Muskulatur“.

Der Arbeiter erhält eine Mahlzeit täglich nach Beendigung seiner Tätigkeit auf der Plantage oder anderswo. Das heißt: innerhalb 24 Stunden nur eine warme Verköstigung nach zehn Stunden Leistung in der Pflanzung. Hinzu kommt, dass die Männer noch ihre Hütten allein aufbauen müssen, dass sie das eigene kleine Feld bestellen sollen und einen Gang zum Markt planen müssen.

Spielmannszug während einer Übungsstunde



Ein Arbeiter trifft zum Beispiel am 1. April auf der Plantage ein nach Vertrag und Anwerbung, aber er kann erst im September etwas ernten. Wovon soll er sich inzwischen ernähren? Die Märkte sind von den Pflanzungen oft fünf bis sechs Stunden Fußmarsch entfernt. Warum gibt es innerhalb der Plantagen keinen Markt für die erschöpften Arbeiter? Wer zehn Stunden schwer gearbeitet hat und danach zum entfernten Markt hin und zurück marschieren soll, wiederum schwer bepackt, verfügt nicht mehr über ausreichende Kraftreserven.

Die Verträge der Arbeiter sind keineswegs vorteilhaft. Abgeschlossen wird ein Vertrag nicht auf der Basis von Kalendermonaten, sondern mit sogenannten Arbeitsmonaten. Ein Lohn von 12 Rupien bezieht sich auf 30 abgearbeitete Tage, doch werden die Sonntage nicht bezahlt. Auch Regentage erbringen keine Löhnung, höchstens Zehrgeld (Kostgeld). Bei technischen Betriebsstörungen oder Erkrankungen gibt es ebenfalls keinen Lohnanspruch.

Tücken des Vertrags: Jeder Tag, an dem der Arbeiter aus beliebigen Ursachen nicht tätig war, wird zur Verlängerung seines Vertrages angerechnet. Nach 30 Tagen erhält der Schwarze eine Monatsmarke und nach Empfang von sechs solcher Arbeitsmarken seinen Lohn (zumindest theoretisch). In der Praxis wartet der Unglückliche aber oft ein Jahr oder noch länger auf die Bezahlung. Nimmt der Arbeiter einen Vorschuss, verlängert sich seine Dienstzeit erheblich (nach Lust und Laune des Arbeitgebers).

Unsere Regierung hat seit 1897 nichts unternommen zur Schaffung einer Gesetzgebung für den Arbeitsmarkt. Nachdem sich jetzt immer deutlicher ein Notstand ergeben hat, darf man unsere Plantagenbesitzer nicht allein dafür verantwortlich machen. Ohne Zweifel ist die Situation unerquicklich.

Zu beachten ist außerdem, dass der Arbeiter neun Monate lang abwesend ist von seiner Familie, sodass die Fortpflanzung erheblich leidet. Die Familien sind verwaist. Eine Ansiedlung im Küstengebiet lehnt der Neger ab. Überwindet er sich dazu, so verwandelt sich der Mann in einen Landwirt und geht als Plantagenarbeiter verloren. Kein Wunder, dass die Schwarzen im allgemeinen sich nicht auf Plantagenarbeit einlassen möchten.

Die bestehenden Zustände erschweren die Auseinandersetzung mit den Engländern wegen unserer deutschen Arbeitskräfte. Man muss die lang gestreckte Grenze berücksichtigen sowie die bequeme Verbindung mit Dampfschiffen. Wir können niemand festhalten!

Als ich Britisch-Ostafrika besuchte, kam am letzten Tag der Finanzkommissar von Sansibar und British East Africa zu mir und lachte: „Sagen Sie mal, könnten Sie mir nicht zehntausend Arbeiterfamilien überlassen, denn die brauchen wir hier dringend.“ Ich habe natürlich abgelehnt.

Deutsche Zeitungsdruckerei in Ostafrika



Aber wie schaut es in Britisch-Ostafrika aus? Das Gebiet ist genau so groß wie Deutsch-Ostafrika, hat jedoch nur ein Drittel so viele Bewohner. Die Engländer haben in Höhenlagen versucht, größere Siedlungen von Weißen anzulegen, aber das hat nicht funktioniert. Auch bei uns in Deutsch-Ostafrika gedeihen kleine Siedlungen nicht so recht. Der Europäer braucht in den Tropen eine reibungslose Geldwirtschaft. Er muss für seine Kleidung, Schuhe und Bücher, seine Arzneimittel usw. stets Bargeld in der Hand haben.

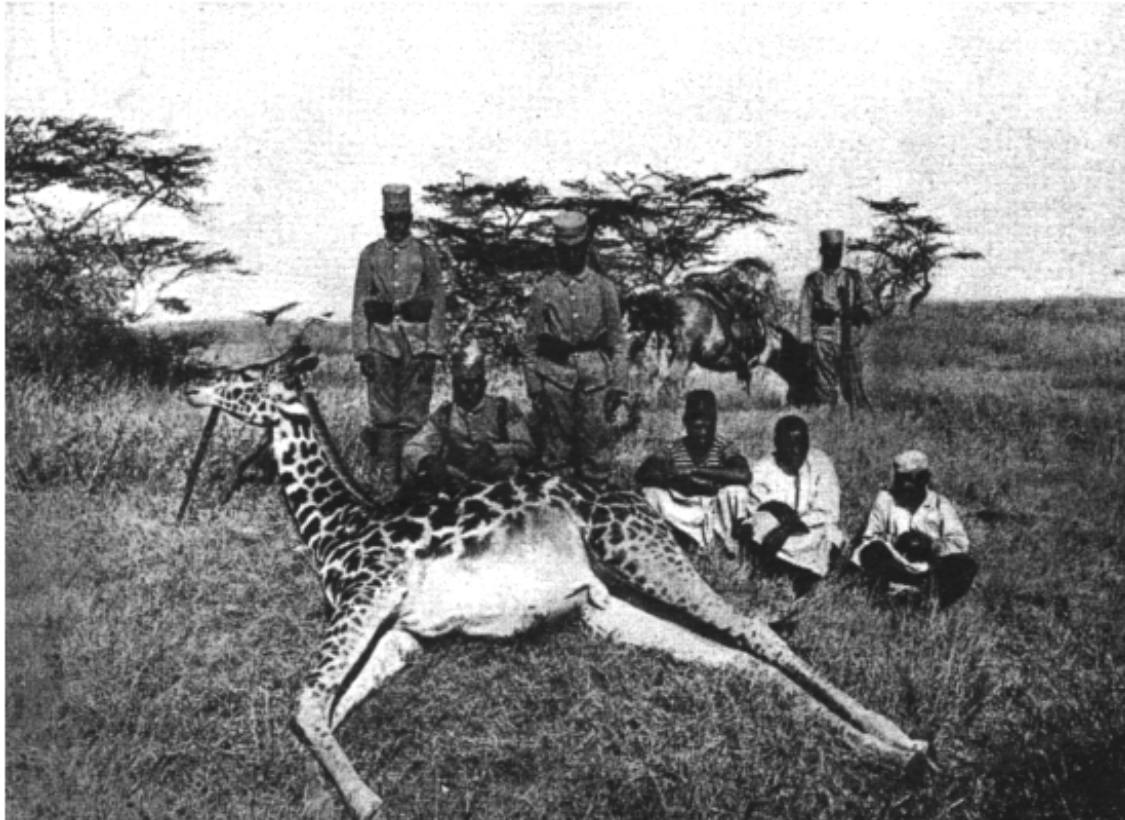
Natürlich ist Deutsch-Ostafrika merkantil viel besser entwickelt als Britisch-Ostafrika. Hätten wir unsere Eisenbahnstrecken früher gebaut, könnten wir die Briten um mehrere Pferdelängen schlagen. Jetzt kommt der britische Unterstaatssekretär und sagt: Macht das wie die Deutschen in Usambara, richtet Plantagen ein, gebt die Kleinwirtschaft auf! Wir müssen uns mit den Methoden einrichten, die den Engländern schon lange vertraut sind, nämlich mit einer physisch-sanitären Besserstellung gegenüber den einfachen Verhältnissen und einer humanen sowie gerechten Behandlung der Eingeborenen.

Meine Herren! Im Ohr der Pflanzler klingt das alles so, als ob wir völlig neue Wege beschreiten wollten. Im Jahr 1905 hat Graf Götzen in langen Denkschriften die gleichen Forderungen zurückgewiesen. Als Herr von Rechenberg zum Gouverneur in Deutsch-Ostafrika ernannt wurde, habe ich die Vertreter der Plantagen-Gesellschaften in Berlin versammelt und ihnen Vorschläge unterbreitet: Organisiert euch, bildet eine Genossenschaft, wir wollen euch unterstützen! Die leitenden Herren Pflanzler reagierten verständnisvoll und folgten der Empfehlung

Sie schickten einen ihrer Leute nach Ostafrika, und als er dort eintraf, lehnten die dortigen Manager den Vertrag rundweg ab und formulierten neue Fassungen. Ein langwieriger Prozess war die Folge. Heute stehen wir wieder da, wo 1906 Herr von Rechenberg angefangen hat. Ich muss zum Lob der hiesigen (Berliner) Leitungen aller großen Plantagen bemerken, dass sie das eigenmächtige Vorgehen ihrer Vertreter in der Kolonie weder jetzt noch vorher billigten.

Niemand kann in Deutsch-Ostafrika auf dem Hochplateau existieren, wenn er nicht für sich selbst etwas erarbeitet. Ob er Gummi oder Wachs sammelt, ob er Rinder züchtet, ob er Reis, Hirse oder etwas anderes anbaut – ja, irgendetwas muss er tun! Das wird bewiesen durch Zahlen, welche der Handel als Exportfaktor in unserer Kolonie aufweist. Der bedeutendste Ausfuhrhafen ist Muansa, wichtiger als etwa Tanga. Muansa hat aber keine Plantagen.

Giraffenabschuss wegen Telegrafendrahtschäden: die Hälse sind zu lang!



Ich habe aus allem den Schluss gezogen, dass wir in Zukunft aus Ostafrika gute Nachrichten erwarten dürfen, falls wir neben der Pflege der dort eingewanderten europäischen Unternehmen auch die Förderung und Entwicklung der Negerkulturen intensivieren. Die Eingeborenen sind durchaus gelehrt und erwerbsgierig, auch wenn sie nur geringen Arbeitswillen erkennen lassen.

Bisher hat es weder Verkehr noch Handel in genügendem Umfang gegeben. Inzwischen kann man beobachten, dass aus Schirati große Mengen Erdnüsse kommen und dass sich ein Handel von acht Millionen Mark am Viktoria See auf der Basis erfolgreicher Negerkultur entwickelt hat. Wir müssen die Produktion und Konsumfähigkeit der Schwarzen steigern. Der Weiße sorgt für sich allein, aber der Schwarze muss in seiner Konsumfähigkeit und vor allem im Rahmen seiner Gesundheitspflege unterstützt werden. Das liegt im Interesse sämtlicher Plantagen. Nur ein kräftiger Arbeiter kann etwas leisten!

Die Gesundheitspflege der Eingeborenen lässt sehr zu wünschen übrig. Es gibt nur wenige hochbetagte Neger in der Kolonie. Die Sterblichkeitsrate ist hoch, obwohl uns dazu zuverlässige Angaben fehlen. Wir beobachten unterschiedliche Seuchenherde, Pest und Lepra, alle Arten von Erkrankungen des Magens und Darms. Hinzu kommt die Sterblichkeit durch Syphilis, Malaria, die Schlafkrankheit usw. Die Zahl der Negerkrankheiten ist groß.

Bis jetzt hatten wir nur Mediziner im Dienst der Schutztruppe, obwohl sie auch vielfach den Eingeborenen ihre Aufmerksamkeit schenkten. Leider wurden sie oft versetzt. Ich will versuchen, so schnell wie möglich ein Sanitätsamt einzurichten, um die Gesundheitsprobleme der Schwarzen zu erforschen und Abhilfe zu schaffen. Dabei spielt auch die Fähigkeit zur Fortpflanzung bei Männern und Frauen eine wichtige Rolle. Die Zahl der Eingeborenenkinder ist auffallend niedrig wegen der Sterblichkeit, sodass ich den Oberstabsarzt für Ostafrika beauftragt habe, das Schutzgebiet in einzelne Physikatsbezirke aufzuteilen zur besseren medizinischen Versorgung.

Wir müssen Versuche mit hochwertigen Getreidesorten machen und bessere Wasserstellen erschließen. Die Wasserprobleme sind in Ostafrika genau so wichtig wie in Südwestafrika, wenn auch unter andersartigen Voraussetzungen. Aufforstungen, Anpflanzungen von Kulturbäumen usw. sind vorzunehmen. Die Bekämpfung der Viehseuchen und die Einführung besserer Zuchttiere soll ein Landeskulturamt übernehmen.

Herr Leutnant ritt ein gezähmtes Zebra als Hobby



Die 1901 gebildeten Kommunen sind nur dem Namen nach Kommunen, und wenn Sie sich anschauen, wer diese zugehörigen Bezirksräte repräsentiert, denen die Aufstellung des Etats obliegt, so entdeckt man allerlei Merkwürdiges. Nehmen wir als Beispiel den Bezirk Rufiji: Dort ist ein Landwirt neben zwei staatlichen Förstern als Bezirksrat eingesetzt. Drei Unteroffiziere dienen als Stellvertreter. Die Mittel, welche diesen eigentlich gar nicht funktionsfähigen Einrichtungen zufließen, sind gewaltig! Es geht dabei in diesem Jahr um 750.000 Mark Hüttensteuer und 90.000 Mark Gewerbesteuer.

Das ist natürlich zu viel, und ich habe deshalb 250.000 Mark zugunsten der Landespolizei abgezweigt. Summa summarum ist offensichtlich, dass überall die Wirtschaftlichkeit arg zu wünschen übrig lässt. Das könnte man mit einigem guten Willen bald ändern angesichts des organischen Grundfehlers im System: Die wohlhabenden Bezirke, die viel Gewinn aufbringen, können ihr Kapital gar nicht zweckmäßig einsetzen und bilden deshalb Rücklagen. Andere Bezirke, die das Geld dringend benötigen, bekommen jedoch überhaupt nichts. Deshalb will ich Pauschalen einführen und sie dem Etatsrecht des Reichstags unterstellen.

Meine Herren!: Im Bezirk Wilhelmstal hat der Bezirksamtmann innerhalb eines Jahres mindestens sechsmal gewechselt. Warum ist das geschehen? Weil dieser Bezirk als unkompliziert gilt und weil man jemand da hinsetzen kann, ohne zu erfahren, womit er sich überhaupt beschäftigt. Im Landesinneren gibt es zu wenige und an der Küste zu viele Beamte. Der Bezirk Tabora mit einer Million Eingeborenen verfügt über zwei weiße Beamte, einen Bezirksamtmann und einen Sekretär. Betraut man Militärpersonen neben dem Bezirksamtmann mit zivilen Aufgaben, geraten beide in Konflikt zum Nachteil der Schwarzen.

Die beiden erwähnten Beamten sind für die Rechtsprechung über eine Million schwarze Menschen zuständig, das heißt sowohl strafrechtlich als auch zivilrechtlich. Wansamwesi, Suaheli, Araber und Inder geraten mit dem Gesetz in Konflikt. Das alles soll der Bezirksamtmann allein bewältigen! Damit nicht genug: er muss die Eintreibung der Steuern kontrollieren, als Chef der Polizei tätig werden, alle möglichen Abrechnungen liefern. Wird der Amtmann krank, was ja vorkommen soll, oder wird er plötzlich auf höhere Weisung abgelöst, so sitzt der ratlose Sekretär allein auf weiter Flur. Das ist ein unhaltbarer Zustand!

Askari mit Maultier auf Patrouille



Natürlich hocken die Beamten lieber an der Küste bei ihrem Personal und führen Papierkrieg. Das Rechnungs- und Kassenwesen ist dort konzentriert und im Landesinneren weiß niemand mehr Bescheid. Ich schlage deshalb für den Etat im kommenden Jahr vor, dass sich einiges ändern muss:

Die jungen Beamten, die nach Ostafrika ausreisen sollen, benötigen folgende Vorbildung: Besuch der Akademien in Berlin und Hamburg und Einsatz in den ostafrikanischen Bezirksamtern nach Ankunft, also nicht in der bequemen Zentrale zu Dar-es-Salaam, wo sie nichts Vernünftiges lernen können. Der Nachwuchsbeamte soll den jeweiligen Bezirksamtmann tatkräftig unterstützen, ihn entlasten und vertreten über mindestens zwei Jahre. Abschließend ist der junge Mann garantiert (mit Heimaturlaubsanspruch) ein fix und fertiger qualifizierter Bezirksamtmann, der genau weiß, was zu tun ist. Der Nachwuchsbeamte soll später seinen eigenen Bezirk erhalten und der bisherige Amtmann darf seinen früheren Bezirk weiter betreuen.

Seien wir doch ehrlich: von sämtlichen Kolonialbeamten, die in Dar-es-Salaam arbeiten, ist keiner über den Küstengürtel hinaus gekommen, um das Landesinnere näher kennen zu lernen. Der Erste Referent wagte sich einmal bis Morogoro vor...

Wir müssen feststellen, dass der Bezirksamtmann in der Regel seinen Bezirk niemals kennen lernt, weil er in seinem Büro unabkömmlich ist, erdrückt von Papierkram. Ja, er wird hinter seinem Schreibtisch angenagelt unter dem Zwang der Verhältnisse!

Glauben Sie, meine Herren, dass ich während meines Aufenthalts eine zuverlässige Auskunft bekommen konnte über die Straße von Muansa nach Tabora oder in umgekehrter Richtung? Kein Weißer oder Schwarzer wusste Bescheid. Der Schwarze ist informiert, wie man von einem Ort zum nächsten kommt, und das genügt ihm im Alltag. Aber einen Weißen, der sich auskannte über Marschrouten, Kilometerzahlen, Verpflegungslager usw. suchte ich überall vergeblich. Höchste Zeit, dass die Schutztruppe etwas unternimmt!

Es ist merkwürdig, dass die Pflanzer mit der Regierung, mit den Missionaren, mit den Indern, mit dem Militär und nicht zuletzt auch mit den Eingeborenen immer wieder in Konflikt geraten.

Nun ist für den Kleinhandel der indische Kaufmann zur Zeit der einzig richtige Kontaktmann. Er allein beherrscht die Landessprache der Schwarzen, weil er lange genug im Land lebt. Er bringt die Geduld auf, um mit den Leuten viele Stunden zu verhandeln, und er ist der gleichen Gerichtsbarkeit unterstellt.

Beim Bahnbau in Ostafrika



Es verwundert zu hören, dass gerade die kleinen Pflanzer behaupten der Inder sei ein Wucherer gegenüber seiner schwarzen Kundschaft. Was hat der kleine Pflanzer dabei im Sinn? Er will an die Stelle des Inders treten und selber das Geschäft machen. Warum?

Wenn ein Deutscher mit Kosten und Kapitalausstattung in die Kolonien nach Afrika auswandert, wenn er gleichzeitig kalkulieren muss, dass er höchstens zehn Jahre in der Ferne ausharren kann, wenn er europäische Bedürfnisse nicht aufgeben will, so muss er notgedrungen sehr viel Gewinn im Jahr machen. Er muss ein beträchtliches Vermögen anhäufen, um damit in die alte Heimat zurückreisen zu können, denn in Deutschland hat er sich längst entwurzelt. Alles das braucht der Inder nicht.

Er verbringt sein ganzes Leben in unserer Kolonie, hat bescheidene Bedürfnisse und vererbt sein Geschäft vom Vater auf den Sohn und so weiter. Die oft gehörte Behauptung der Weißen, die Inder verschleppten ihr Einkommen außer Landes, entspricht nicht der Wahrheit. Nein, diese Inder bleiben viel länger im Schutzgebiet als alle Europäer und besitzen vielfach große Häuser.

Ein neidischer deutscher Beamter sagte einmal zu mir: Sehen Sie, wie viel Geld nach Bombay transferiert wird? Alljährlich geht so und so viel hinaus durch Postanweisungen.

Meine Herren! Wenn jemand ein großes Vermögen erarbeitet, schickt er es gewiss nicht mit Postanweisungen ins Ausland, weil die zugelassene Höchstsumme lediglich 400 Mark beträgt. Wenn jemand ein tüchtiger Kaufmann ist, trägt er den Überschuss nicht zur Bank, sondern er steckt ihn ins Geschäft und erweitert es. Übrigens habe ich in Ostafrika viel mehr hochbetagte Inder erlebt als alte Deutsche.

Heutzutage kann jeder Weiße neben dem Inder ein Geschäft eröffnen, aber der Europäer ist nicht konkurrenzfähig. Deshalb wird gefordert die Inder auszuweisen. Nun, meine Herren, dass der Inder ein anständiger und sauberer Geschäftsmann ist, kann kein Mensch beweisen, aber darum geht es hier gar nicht. Was kann man schon von einem Hausierer verlangen?

Nach unseren Erfahrungen hatten wir stets die größten Schwierigkeiten mit den deutschen Händlern. Sie haben den Eingeborenen das Vieh weg getrieben und sich mit Sultanstöchtern verheiratet. Sie haben mit dem schwarzen Sultan Alkohol gebechert und den guten deutschen Namen ruiniert. Warum sollen wir uns darüber aufregen? Lassen wir den Händler seinen Weg ziehen!

Ich habe keine Lust, die Zerstörung des Handels von 36 Millionen und einen Ausfall an vier Millionen Steuereinnahmen zu verantworten. Es ist ein Unrecht zu verlangen, dass die Inder vernichtet werden sollten!

Für eine große Einwanderungswelle nach Ostafrika ist die Zeit noch nicht gekommen. Es gibt zu viele Reibungsflächen, und man braucht dann immer mehr Polizisten und immer höhere Ausgaben für die Rechtspflege. Heute sage ich: Wer in die Kolonien geht, ist willkommen und wird dort behandelt wie jeder andere. Ein Anspruch auf besondere Wohltaten besteht jedoch nicht.

Bei größerer sanitärer und wirtschaftlicher Fürsorge gegenüber den Schwarzen, bei einem verständigen Ausbau der Verkehrswege, bei einer schärferen Organisation der Verwaltung ohne größeren Aufwand, aber mit mehr Zusammenfassung vieler nützlicher Institutionen, glaube ich, dass wir in Ostafrika ein Land von natürlichem Reichtum besitzen. Man muss diesem Land nur genügend Zeit zur Entwicklung lassen.

Zweitausend Jahre liegen die Schwarzen hinter Europa zurück. Mit einer Verordnung lässt sich diese Kulturdifferenz nicht überbrücken. Ich habe bisher das Wort Ethik nicht gebraucht, aber hier sage ich: Wir müssen in Wahrung unserer eigenen Würde als Kolonisatoren auch diesen Gesichtspunkten zum Durchbruch verhelfen.

Quellen

Sitzungsprotokoll des Deutschen Reichstags
(Berlin 1908)

Dieser Artikel wird bereitgestellt auf: <http://www.golf-dornseif.de>

Dieser Artikel kann gerne - unter Nennung der Quelle - zu wissenschaftlichen und privaten Zwecken verwendet werden. Die kommerzielle Veröffentlichung des Artikels - auch auszugsweise - ist nur mit schriftlichem Einverständnis des Autors erlaubt.

Der Artikel ist nach besten Wissen und Gewissen ohne die Verletzung der Rechte Dritter erstellt worden. Wird eine solche Rechtsverletzung trotzdem vermutet, bittet der Autor um Kontaktaufnahme.